

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1924

110 (10.5.1924) Wissenschaft und Bildung

Wissenschaft und Bildung

Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 10. Mai 1924

Der Dichter des Nibelungenliedes

Von Will Scheller.

Nicht nur die Methoden der wissenschaftlichen Forschung wandeln sich im Lauf der kulturellen Entwicklung; auch die Grundzüge, von denen die wissenschaftliche Forschung ausgeht und beherrscht wird, unterliegen dem Gesetz einer fortwährenden Änderung, als deren letztes Ziel die möglichst vollkommene Erkenntnis anzusehen ist. Die Literaturgeschichte als Teil der historischen Wissenschaft bietet hierfür zahlreiche Beispiele von Bedeutung, von denen eines zur Zeit auf allgemeine Teilnahme rechnen und deshalb einen unmeßbaren Anspruch auf besondere Würdigkeit erheben kann.

Das Nationalepos des deutschen Volkes, das Nibelungenlied, ist durch den Film den breiten Massen des Publikums, die es bis dahin wohl kaum dem Namen nach kannten, wieder nahe gebracht worden. Mit diesem Vorgang gewinnt die Frage nach dem Verfasser des Dichtwerkes ein Interesse von starker Aktualität. Und gerade sie ist es, welche für den Eingang erwählten Zusammenhang eigentümliche Kennzeichen bietet.

Das Nibelungenlied ist ja erst im 18. Jahrhundert wieder entdeckt worden und seitdem, von den willkürlichen Bearbeitungen Friedrich Hebbels und Richard Wagners abgesehen, lediglich Gegenstand germanistischer Spezialarbeit und schulmäßigen Studiums geblieben. Lange Zeit herrschte hinsichtlich seiner Entstehung die Ansicht, daß es aus einer größeren Anzahl selbständiger, romanzenartiger Lieder los zusammengekehrt sei. Diese „Liedertheorie“ hat in Rachmann ihren klassischen Vertreter gefunden und ist beispielsweise auch von A. F. C. Wilmar in seiner „Geschichte der deutschen Nationalliteratur“ angeklügelt worden, wenn auch schon mit der Einschränkung, daß die Vereinerung jener Lieder durch die Hand eines wahren Dichters vollzogen sein müsse. Später kam die Meinung auf, daß es sich bei den Volksepen wie bei den Volksliedern um „bewußtlose Schöpfungen des Volksgeistes“, gewissermaßen flüchtig um Kollektivdichtungen handle — eine Auffassung, der naturgemäß jede wissenschaftliche Beweisführung fehlt, von ihrem fühlbaren Mangel an konkreter Vorstellbarkeit ganz zu schweigen. Sie wurde denn auch bald abgelöst durch eine andere, schon sachlichere Anschauung, wonach das Epos von den verschiedenen Zeiten, in und durch welche es überliefert wurde, jeweils neue und eigene Einflüsse erfahren habe und am Ende durch einen Schlussredaktor in die Form gebracht worden sei, in der es dann durch die bekannten Handschriftenfunde der Nachwelt erhalten geblieben ist.

Auch diese Betrachtungsweise hat der geistigen Entwicklung nicht standgehalten. Wie auf allen Gebieten des kulturellen Lebens heute wieder der Mensch, die schöpferische Persönlichkeit, das Maß der Dinge geworden ist, so hat sich auch das intuitive Gefühl allenthal-

ben durchgesetzt, daß jedes Dichtwerk, sei es nun der Form nach mehr dem Kunstmäßigen oder mehr dem Volkstümlichen zugewandt, letzten Endes, wie Archivar Prof. Dr. B. Albert, Freiburg, einmal gesagt hat, „sein Dasein der schöpferischen Kraft eines Einzelnen dichterisch begabten Individuums verdankt“. Mit dem Durchbruch dieser Überzeugung ist auch die je der der ein Werk der Dichtkunst künstlerisch zu erleben weiß, immer wieder sich aufdrängende Empfindung, daß das Nibelungenlied so, wie es erhalten ist, nur die Leistung eines einzelnen sein kann, wieder zu ihrem Recht gekommen und somit die Frage nach der Persönlichkeit dieses Einzelnen in ein neues, akutes Stadium getreten.

Schon um die Wende des neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert ist Prof. Ed. John in Wertheim auf Grund tiefstehender archivalischer und lokaler Forschungen dem theoretischen Nummernschon um das Nibelungenlied zuleibe gerückt, und dann war es vor allem der Deutschschweizer Andreas Häusler, der vermöge bis dahin weitestgehender Verfolgung und Aufdeckung der stofflichen und künstlerischen Elemente, aus denen das Epos in seiner endgültigen Fassung besteht, zu dem nunmehr unabwieslichen und für die literarhistorische Forschungsarbeit entscheidenden Schluß kam, daß das Nibelungenlied als die Schöpfung eines einzelnen, ja, als das Werk eines bedeutenden Dichters angesehen werden muß, der nicht nur die verschiedenen Sagenstoffe inhaltlich und formal verschmolzen, sondern auch in dieser ihrer Ausgestaltung durch Zusätzungen aus eigenem Wissen und Erleben wie aus fremdem, ihm passend erscheinendem literarischem Material erweitert und bereichert hat.

Auf dem von ihm gebahnten Wege fortschreitend, ist Archivar Julius A. Dieterich, Darmstadt, zu neuen, wichtigen Ergebnissen gelangt, die er in einer, nebenbei gesagt, auch buchtchnisch äußerst reizvollen Schrift „Der Dichter des Nibelungenliedes“ (1923 in Darmstadt als sechste Jahrgabe der Gesellschaft Hessischer Bücherfreunde erschienen) niedergelegt hat. Während er die von Häusler namhaft gemachten Gründe für die Annahme eines Dichters als Verfasser noch weitere vernebelt, geht er in anderen Punkten noch über Häusler hinaus. Dieser hat sich bei der stofflichen Klärung im Wesentlichen auf die Brünhildensage und die Burgundensage als Hauptstämme des Ganzen beschränkt und die Frage nach der Persönlichkeit des Dichters offen gelassen. Und wie sich ebendies sieben griechische Städte um die Ehre stritten, Homer geboren zu haben, so stehen im Rahmen der germanistischen Forderung fünf deutsche Städte im Wettstreit um die Ehre, der Heimatort des Nibelungendichters zu sein, und zwar Passau, Wien, Speyer, Worms und Vöcklabruck. Für die Annahme eines Süddeutschen sprechen die Fundorte der Handschriften sowohl wie ihre Mundart. Demgegenüber macht Dieterich mit Recht geltend, daß der Fundort eine rein zufällige Tatsache ist und namentlich im Hinblick auf die Vernichtung zahlreicher westdeutscher Bibliotheken nicht entscheidend ins Gewicht fallen kann; hinsichtlich der Mundart erinnert er mit Zug daran, daß sie gemeiniglich von den Schreibern, wie ja

später auch noch von den Druckern, dem jeweiligen Original aufgeprägt wurde. Weit stärker fällt ins Gewicht, daß die beiden Sagenstämme, auf deren Behandlung Häusler sich beschränkte, durch ein Mittelstück verbunden sind, welches, von der Werbung Ekels um Priemhild bis zum Zug nach Ungarn reichend, zweifellos westdeutschen Ursprungs ist. Ferner weist er, in welchem Sinne freilich schon Ed. John gearbeitet hatte, nach, daß die Ortsnamen, früherer Mißdeutungen durch die Germanistik ungeachtet, auf dieselbe Landschaft, nämlich Süddeutschens, die heutige Provinz Starkenburg, unabwieslich hindeuten, obwohl er andererseits nicht ansteht, die bisherige Auffassung von dem sogenannten historischen Kern der Nibelungensage der seiner Auffassung an sich zugute kommen würde, ins Reich theoretischer Fabeln zu verweisen. Dies gilt zumal von der sozusagen populären Annahme, daß die Vernichtung des Burgundenreiches durch die Hunnen unter Attila als geschichtlicher Ursprung des Gedichtes zu werten sei; Weber hat Attila die Burgunden vernichtet, noch haben die Burgunden eine historische Beziehung zum Stoff des Nibelungenliedes.

Eingehende genealogische und lokalhistorische Arbeiten, die Paul Wenzke sehr hübsch als „Schleichwege“ bezeichnet hat, führen Dieterich nun dazu, den Abt Sigehart von Vorch für den gesuchten Dichter zu halten, einen Mann, der um die Mitte des 12. Jahrhunderts gelebt und infolge seiner Abkunft und seiner geistigen Bedeutung den Mittelpunkt des damaligen Kulturlebens nahe gestanden hat. Aus diesem Leben, dessen Zentrale der deutsche Königshof in Speyer war, hat er offenbar diejenigen Anregungen empfangen, die er nicht nur in dem erwähnten Mittelstück verwertet, sondern auch auf die Bearbeitung des Gesamtwerkes übertragen hat. Wie es Dieterich auf der einen Seite gelungen ist, die im Epos genannten Ortschaften geographisch — und zwar nicht zuletzt auch auf Grund von Ausgrabungen im Niederrhein, der Niederung zwischen Rhein und Odenwald — nachzuweisen und dabei mit mancher früheren, wenn auch gern geglaubten Annahme aufzuräumen, so eignet seiner Vermutung, daß der Dichter von dem Hof Königs Konrads III., zahlreiche individuelle Charakterzüge für die Figuren des Nibelungenliedes entlehnt hat, eine verblüffende Glaubhaftigkeit. Die Werbung des oströmischen Kaisers Manuel um die deutsche Prinzessin Bertha und deren Fahrt über die Donau nach Ungarn — was kann näher liegen als die Annahme, daß eben sie dem Schöpfer des Nibelungenliedes, der ja um dieselbe Zeit gelebt hat, das stoffliche Stoff für das notwendige Verbindungsstück der vorhandenen und von ihm aufgegriffenen Lieder gab, ja, daß er, der die dichterische Form von einem österreichischen Minnesänger, dem Nürnberger, übernommen hat, als Begleiter der Prinzessin seine Zeit- und Kunstgenossen auf der Reise durchs Donauland kennen gelernt hat?

Dieterich versteigt sich übrigens nirgendwo zu einer apodiktischen Behauptung und läßt keinen Zweifel darüber, daß es, „wenn kein Wunder geschieht“, unter Problemen dieser Art immer bei Vermutungen und höchstens bei

Aphorismen

Von Oscar Wilde

Der Aphorismus hat eine aggressive, angreifere Tendenz. Er teilt meistens Liebe aus, und seine Wahrheiten sind nicht angenehm. Selbstverständlich ist diese „Wahrheit“ nicht immer allgemeiner verbindlich. Und das ist vor allem bei Oscar Wilde der Fall. Dieser geistreiche Spötter spricht zu der sogenannten „society“, zur „guten Gesellschaft“, wie wir in Deutschland zu sagen pflegen. Behält man das im Auge, so wird man bald bemerken, daß diese „Gesellschaft“ keinen unbarmherzigeren Kritiker finden konnte, als Wilde. Seine Aphorismen sind übrigens seinen Dramen und seinem Roman „Dorian Gray's Bildnis“ entnommen. Red.

Ein Gedanke, der nicht gefährlich ist, ist gar nicht wert, ein Gedanke zu sein.

Die Wahrheit ist nicht mehr wahr, wenn mehr als ein Mensch an sie glaubt.

Alle Wege führen zu einem Ziel — zur Enttäuschung.

Wer über andere redet, ist meistens langweilig. Wer von sich erzählt, ist fast immer interessant. Wenn man ihn zuflappen könnte, wie ein Buch, dessen man müde ist, dann wäre er ganz vollkommen.

Etwas worüber man nicht redet, ist gar nicht gesehen. Nur das Wort gibt den Dingen Realität.

Aufopferung sollte gesetzlich verboten sein. Sie demoralisiert die Leute, denen man sich aufopfert: diese gehen immer daran zugrunde.

Eine feinfühligere Person ist eine Person, die immer andere auf die Füße tritt, weil sie selbst Sünderaugen hat. Es gibt keine Sünde außer der Dummheit.

Pflicht ist, was man von andern verlangt, nicht was man selbst tut.

Jeder Eindruck, den man macht, schafft einen Feind. Um populär zu bleiben, muß man mittelmäßig sein.

Von allen Posen ist die moralische die unanständigste.

Es gibt nichts Ungefährlicheres als das Denken, und die Menschen gehen daran zugrunde wie an jeder anderen Krankheit.

Vermorfenheit ist ein Mythos, den gute Leute erfunden haben, um die seltsame Anziehungskraft anderer zu erklären.

Wären die Armen nur nicht so häßlich, wäre die soziale Frage leicht gelöst.

Gebildete widersprechen andern, der Weise widerspricht sich.

Nur Flachköpfe kennen sich.

Daß man nicht über uns spricht, ist das einzige, was schlimmer ist, als daß man über uns spricht.

Gute Vorsätze sind Scherz, auf eine Bank gezogen, bei der man kein Konto hat.

Das Geheimnis der Liebe ist größer als das Geheimnis des Todes.

Wer treu ist, der kennt nur die triviale Seite der Liebe. Der Untreue allein kennt ihre Tragödien.

Was ist der Unterschied zwischen einer Laune und einer ewigen Liebe? Die Laune dauert ein wenig länger.

Man kann immer nett gegen die sein, die einen nichts angehen.

Ich bin durchaus nicht zynisch, ich habe nur Erfahrung, — und das ist so ziemlich daselbe.

Das Leben ist eine Lektüre.

Gesunden Menschenverstand kann jedermann haben, — vorausgesetzt, er hat keine Phantasie.

Niemand begeht ein Verbrechen, ohne zugleich eine Dummheit zu begehen.

Es ist so leicht, andere, und so schwer, sich selbst zu befehlen.

Das einzige, was uns das ganze Leben hindurch aufrecht erhält, ist die Überzeugung von der Inferiorität der andern.

Die meisten Menschen werden gezwungen, Rollen zu spielen, für die sie nicht passen. Unfre Gildensterne spielen den Hamlet, und unser Hamlet muß scherzen wie Prinz Heinz. Die Welt ist eine Bühne, aber die Rollen sind schlecht verteilt.

Das Publikum fühlt sich am wohlsten, wenn eine Mittelmäßigkeit zu ihm redet. Es ist merkwürdig dumm. Es verzeiht alles, nur nicht das Genie.

Selbstmord ist das größte Kompliment, das man der Gesellschaft machen kann.

Man sollte nie etwas tun, worüber man nach Tisch nicht reden kann.

Nur über Dinge, die einen nichts angehen, kann man unparteiisch urteilen.

Es ist lächerlich, die Leute in gute und böse einzuteilen. Die Leute sind entweder amüsant oder langweilig.

Frauen sind Bilder, Männer sind Probleme. Wenn Sie wissen wollen, was eine Frau wirklich meint — was nebenbei immer eine gefährliche Sache ist —, so sehen Sie sie an, aber hören Sie ihr nie zu.

Die Frauen behandeln uns, wie die Menschheit ihre Götter behandelt: sie beten uns an, und wir müssen uns abmühen, etwas für sie zu tun.

Wahrscheinlichkeiten sein Bewenden haben muß; daß er sorgfältig zusammenträgt, was auch gegen seine Auffassung spricht, zeugt für die Sachlichkeit seiner Denkart und gereicht eben dadurch den Schlüssen, die er mehr andeutet als zieht, zur Förderung. Was es nun Sigebart oder ein anderer, der dem Nibelungenlied seine endgültige Form gegeben hat, jedenfalls war es ein Mensch, der, aufs Genauste vertraut mit den höfischen Verhältnissen, nur von edler Abkunft sein konnte; ein Mensch ferner, der in den literarischen Überlieferungen so erfahren u. des dichterischen Ausdrucks u. der darstellerischen Feinheiten so mächtig war, wie es nur ein hochgebildeter Mann (zur damaligen Zeit aller Wahrscheinlichkeit nach ein Geistlicher) sein konnte; ein Mensch endlich, der die heftige Leidenschaft zwischen Rhein, Main und Odenwald mit solcher Treue und Liebe schildert, nur hier beheimatet, also nur ein Westdeutscher, ein Hesse sein konnte — letzteres freilich mit der Einschränkung, daß Sigebart, schwäbischer Edelmann von Geburt, erst durch seine Verwurzelung in der Landschaft, die übrigens erst später auch dem Namen nach Hessisch geworden ist, Anspruch auf diese stammliche Einordnung erheben kann. Dieterich nennt seine Arbeit einen Versuch. Aber sie ist mehr. Denn das Licht, mit welchem sie, mag sie auch in einzelnen vielleicht irre gehen, ins Dunkel der Geschichte und ins Dämmer der Geschichtstheorie hineinleuchtet, ist so stark, ist leuchtend genug, um die Wege zu hellen, die sie dem weiteren Streben nach etwa möglicher Erkenntnis noch offen läßt. Schöneres dürfte von einem Werk der Wissenschaft schwerlich zu sagen sein.

Ein Zirkus-Herkules als Ägyptologe

Aus *Das Ende des Antiken*. Ein ägyptisches Königsgrab. Originalbericht des Entdeckers Howard Carter. (Broschüre, Leipzig, Gebunden 11 Mark). Mit besonderer Spannung wird der Originalbericht des Entdeckers des ägyptischen Königsgrabs erwartet. Soeben ist dieser Bericht, reich mit Abbildungen ausgestattet, bei Brockhaus erschienen. Der Verfasser schildert ungemein spannend seine vom Glück außerordentlich begünstigte Entdeckung. Er enthält reichlich ein seit drei Jahrhunderten schon geheimes Geheimnis und eröffnet den Blick in ein Reich ungeahnter Schönheit. Wir freuen uns, in der Lage zu sein, mit Erlaubnis des Verlags Brockhaus unseren Lesern eine interessante Leseprobe zu bieten.

Wir wollen jetzt zum Jahr 1815 übergehen, wo wir die Bekanntschaft eines der bemerkenswertesten Männer in der ganzen Geschichte der Ägyptologie machen. Am Anfang des 19. Jahrhunderts gab es in England einen jungen italienischen Niesen namens Belzoni, der sich durch Vorführung von Kraftleistungen auf Jahrmärkten und im Zirkus ein kärgliches Brot verdiente. In Padua geboren und aus achtbarer Familie römischer Abstammung, war er zum Geistlichen bestimmt worden, aber ein Hang zum Ungehorsamen hatte ihn in Verbindung mit den damaligen inneren Wirren in Italien getrieben, sein Glück im Ausland zu machen. Zufällig fanden wir kürzlich, daß in einem der „Maimy Day“-Erinnerungsbücher von Smith aus seinen vorägyptischen Tagen erzählt wird. Der Verf. beschreibt, wie er mit einer Anzahl anderer Leute von dem „starken Mann“ Belzoni rund um die Bühne getragen wurde. In der von Zirkusarbeit freien Zeit scheint Belzoni Maschinenbau studiert zu haben, und im Jahr 1815 glaubte er eine Möglichkeit zu sehen, sein Glück durch Einführung eines Wasserrads in Ägypten zu machen. Dieses Wasserrad sollte, wie er meinte, viermal soviel Arbeit leisten als die ge-

wöhnlichen von den Eingeborenen benutzten Einrichtungen. Deshalb ging er nach Ägypten, verschaffte sich eine Einführung bei dem „Pascha“ Mohammed Ali und stellte wirklich im Garten des Palastes sein Rad auf. Nach Belzoni's Ansicht hatte es einen großen Erfolg; allein die Ägypter wollten nichts damit zu tun haben, und so sah er sich in Ägypten gestrandet.

Endlich bekam er durch den deutschen Vorkreisenden Burghardt eine Einführung bei dem britischen Generalkonsul in Ägypten, Salt, und schloß mit ihm einen Vertrag ab, die „Kolossalbüste des Memnon“ (Rameses II., jetzt im Britischen Museum in London) von Luxor nach Alexandria zu bringen. Dies war im Jahre 1815. Die nächsten fünf Jahre verbrachte er in Ägypten, machte dort Ausgrabungen, sammelte Altertümer erst für Salt und später für eigene Rechnung, und stritt sich mit andern Ausgrabern herum, besonders mit Drovetti, dem Vertreter des französischen Konsuls. Dies war die große Zeit der Ausgrabungen. Alles, woran man Gefallen fand, vom Sarcophagus bis zum Obelisken, eignete man sich einfach an, und entstand ein Meinungsunterschied mit jemand, der ebenfalls Ausgrabungen machte, so lauerte man ihm mit der Linke auf.

Belzoni's Bericht über seine Erlebnisse in Ägypten wurde 1820 veröffentlicht und ist eins der angesehensten Bücher in der ganzen ägyptischen Literatur. Ich hätte Lust, lange Stücke daraus wiederzugeben, z. B. wie er einen Obelisken in den Nil fallen ließ und ihn wieder heransichte, ferner die ganze Geschichte seiner mannigfaltigen Streiterei. Wir müssen uns aber auf seine tatsächliche Arbeit im „Tal“ beschränken. Hier entdeckte und räumte er eine Anzahl Gräber aus, darunter die von Gje, Mentu-her-chopshet, Rameses I. und Sethos I. In dem letztgenannten Grab fand er den herrlichen Mosaikstein, der sich jetzt im Soane-Museum in London befindet.

Dies war das erste Mal, daß Ausgrabungen größeren Maßstabs bei den Königsgräbern vorgenommen wurden, und wir müssen Belzoni für die Art und Weise ihrer Ausführungen volle Anerkennung zollen. Wir hören dabei von Vorgängen, die einem modernen Ausgräber allerdings leicht einen Nervenschlag verursachen können, z. B. wenn er sein Verfahren bei versiegelten Türen beschreift — er benutzte dabei einen Sturmböck —; doch war die Arbeit im allgemeinen außerordentlich gut. Vielleicht ist es wichtig, anzugeben, daß Belzoni ebenso wie jeder andere, der im „Tal“ Ausgrabungen machte, der Meinung war, er habe dort alle Möglichkeiten gänzlich erschöpft. „Ich bin der festen Überzeugung“, stellt er fest, „daß es im Tal von Biban-el-muhit keine andern (Gräber) als die durch meine liturgischen Entdeckungen bekannten gibt; denn ehe ich diesen Ort verließ, spürte ich alle meine bescheidenen Kräfte an in dem Bestreben, noch ein Grab zu finden, aber ohne Erfolg; meine Ansicht wird dadurch bestätigt, daß sich unabhängig von meinen eigenen Forschungen der britische Konsul, Herr Salt, dort vier Monate aufhielt, nachdem ich den Ort verlassen hatte, und sich gleichfalls vergeblich abmühte, noch ein Grab zu finden.“

Im Jahr 1820 ging Belzoni wieder nach England und veranstaltete in London eine Ausstellung seiner Schätze, unter denen sich der Mosaikstein und ein Modell des Sethosgrabes befanden. Die Ausstellung fand in einem Gebäude statt, das 1812 in Piccadilly erbaut war; an dieses Gebäude werden sich viele von uns noch erinnern, es war die „Egyptian Hall“. Er kehrte nie wieder nach Ägypten zurück, sondern starb wenige Jahre später auf einer Forschungsreise nach Timbuktu.

Frauen werden nie durch Komplimente entzückt, Männer immer.

Die Männer wollen immer die erste Liebe einer Frau sein. Darin liegt ihre Ungeschicklichkeit. Die Frauen haben in diesen Dingen einen subtileren Instinkt: sie wollen die letzte Leidenschaft eines Mannes sein.

Frauen haben einen wundervollen Instinkt. Sie finden alles, nur nicht, was auf der Hand liegt.

Die Geschichte der Frauen ist die Geschichte der schlimmsten Form der Tyrannei, welche die Welt je gekannt hat. Nämlich die Tyrannei der Schwachen über die Starken.

In der Saison dreht sich alles um die Ehe: entweder man jagt nach Ehemännern oder man verbirgt sich vor ihnen.

Die Männer heiraten aus Müdigkeit, die Frauen aus Neugierde, — und beide sind dann arg enttäuscht.

Wenn eine Frau ihre Fehler nicht reizvoll machen kann, so ist sie nur ein weibliches Wesen.

Wenn ein Mann etwas ganz Blödsinniges tut, so tut er es immer aus den edelsten Motiven.

Die Kunst zu offenbaren, den Künstler zu verbergen, — das ist das Ziel der Kunst.

Die einzig wirklich schönen Dinge sind die, die uns nichts angehen. Gerade weil uns Geburda nichts angeht, bilden ihre Leiden einen so herrlichen Gegenstand der Kunst.

Daß ein Künstler ein Giftmörder ist, sagt nichts gegen seine Prosa. Häusliche Tugenden geben die Kunst nichts an, wenn sie auch Künstlern zweiten Ranges zur Empfehlung gereichen mögen.

Durch die Kunst und nur durch die Kunst werden wir vollkommen. Die Kunst und nichts als die Kunst kann uns vor den schmutzigen Gefahren des Lebens schützen.

Es ist wichtiger, daß jemand sich über eine Rosenblüte freut, als daß er ihre Wurzel unter das Mikroskop legt. Wir leben in einer Zeit, die zu viel liest, um weise, die zu viel denkt, um schön zu sein.

Kein großer Künstler sieht die Dinge, wie sie wirklich sind. Er würde aufhören, Künstler zu sein.

Gute Künstler existieren nur in dem, was sie schaffen, und sind deshalb als Personen uninteressant.

Der kritische Geist ist es, der neue Formen schafft. Das Schaffen neigt zu Wiederholungen. Jede neue Schule verdankt wir der Kritik, wie jede neue Form, die sich der Kunst darbietet. Jede neue Schule flucht der Kritik und dankt ihr doch ihr Dasein. Bloße schaffende Kunst neuert nicht, sondern wiederholt.

Die Kritik erfordert viel mehr Kultur als das Schaffen. Einen dreibändigen Roman kann jeder schreiben. Dazu braucht man weder etwas vom Leben noch von der Literatur zu wissen. Für den Kritiker aber liegt die größte Schwierigkeit darin, überhaupt irgendeinen Maßstab zu behaupten. Wo kein Stil ist, da ist natürlich jeder Maßstab unmöglich. Die armen Leute sind nur noch die Berichterstatter der literarischen Polizei. Sie melden die Taten der Gewohnheitsverbrecher in der Kunst.

Der Kritiker kann im gewöhnlichen Sinn des Wortes gar nicht gerecht sein. Ein unparteiisches Urteil ist wertlos. Wer beide Seiten einer Sache sieht, steht gar nichts. Nur ein Nüchternheit kann unparteiisch und gleichmäßig alle Kunstschulen bewundern.

Das erste Erfordernis für einen Kritiker ist das Temperament, — ein Temperament, das für die Schönheit und für die Sensationen der Schönheit feinstempfindlich ist.

Literarische Neuerscheinungen

Lloyd George: Ist wirklich Friede? Ins Deutsche übersetzt und eingeleitet von Reichsaussenminister a. D. Dr. R. Simon. (Paul List Verlag Leipzig). Die einzelnen Kapitel des Buches hat Lloyd George größtenteils gegen Ende des Jahres 1922 und in der ersten Hälfte des Jahres 1923 veröffentlicht. Es lohnt sich, in diesem Buche nachzulesen, mit welcher Sicherheit Lloyd George den wirtschaftlichen Misserfolg des Vorkriegsstaates und die Unmöglichkeit einer Lösung der Reparationsfrage auf dem Wege der Poincaré'schen Politik vorausgesehen hat. In dem vorliegenden Buche kämpft Lloyd George für seine Ideen mit einer Heftigkeit, die nicht darauf Rücksicht nimmt, daß er je die Zügel des britischen Staatswagens wieder in die Hand nehmen könnte. Und doch liegt dieser Gedanke im Bereiche der Möglichkeit. Die ganze Tätigkeit des leitenden Ministers aus der Kriegszeit ist zunächst ein Kampf gegen sein eigenes Werk. Er hat eingesehen, daß der Versailler Friede, so wie er geschlossen und durchgeführt wurde, Deutschland zu schwach und Frankreich zu stark gemacht hat. Seit Jahren verjagt er, dem unablässigen Streben Frankreichs nach der politischen Hegemonie über Europa ein Halt zu gebieten. Das vorliegende Buch enthält die Dokumente dieses Kampfes.

Rosalie S. Francé: Plasmatt, Bausteine zu einer Wissenschaft der Zukunft. (Verlag Walter Seifert, Heilbronn a. N. 204 Seiten, Oktav, mit 12 Original-Fotografien des Verfassers. In Heftlein gebunden H. 5.00.) — In die Bundeswelt der „Plasmatt“ geleitet der Autor seine Leser, in der die alten, längst überholten Begriffe aus der Welt des Gaelet, Virchow und der „Mikroskopie“ des XIX. Jahrhunderts vom „Archaisim“ des Lebens, von der „Zellenlehre“, von der „Zellulärpathologie“ usw. ersetzt werden durch eine Fülle bemerkenswerter neuen Einsichten und Hypothesen. Kein Gebildeter, um wie viel weniger der Lehrer, Arzt oder sonstwie berufsmäßig dem Lebenswissen Nahstehende wird auf die Dauer an dem Buch vorübergehen können; denn es stellt sein ganzes Wissen in die Natur vor neue Fragen. Ein besonderer Wert des Buches sind die großformatigen, durch die Verfassers mit Künstlerhand einen „Atlas der Plasmatt“ geschaffen hat, der allein ein Unikum darstellt.

Indianer. Als Eröffnungsband einer in der Französischen Verlagshandlung in Stuttgart ganzlos erscheinenden Reihe von völkerverständlichen und naturwissenschaftlichen Bänden mit erläuterndem Text in mehreren Sprachen ist jedoch der erste, in sich vollständig abgeschlossene Band erschienen: Indianer. Die Indianerstämme des Ostens und der Prärien Nordamerikas nach Darstellungen aus der Zeit von 1590—1850, zusammengefasst von Hermann Dengler. 96 Abbildungen auf Tafeln und ein farbiges Titelbild nach alten Stichen und Gemälden. Die erste zuverlässige, durch Anschauung wirkende, vollständige Darstellung des Indianerlebens wird uns hier geboten. Dengler gehört zu den besten Indianerkenntnern. Das Buch räumt mit allen, falschen Vorstellungen auf und zeigt den Ureinwohner Amerikas in seinem Alltagsleben, im Kampf, beim Spiel, auf der Jagd, seine Sitten, seinen Glauben, seine Religionsformen. Der Band wendet sich an den Völkerverständlichen wie an den Naturwissenschaftler, aber auch allgemein an Jung und Alt, er ist ein Buch für alle, die von dem Indianer und über die Indianer Unterzogen verfallene Welt eines großen Volkes lesen und sich von den Schilderungen begeistern lassen.

Wanderungen durch das gelinde und kranke Selenleben bei Kindern und Erwachsenen von Dr. Naban Bier. — Das vorliegende Buch des bekannten Nervenarztes und Leiters des Sanatoriums Bad Honau, v. d. H. Verlag Kösel und Kasper, Memmen, leuchtet tief in verborgenes Seelenleben hinein und entwirrt die sich beschlingelnden Fäden. Der Verfasser, exakt psychiatrisch geschult, ausgerüstet mit reichster, praktischer Erfahrung und gründlicher Kenntnis der neuesten psychologischen und psychanalytischen Literatur bewährt sich in diesen hochintellektuellen Aufgaben als ein sicherer Führer auf einem der kompliziertesten Gebiete psychischer Phänomene.

Der Duanang: Die Seele am Galgen. Ein Buch von Menschen, Göttern und Geistern. (Verlag Rütten & Loening, Frankfurt a. M.) — Mit diesem Buch führen wir in Deutschland einen Dichter ein, der in England und Amerika schon als unbestrittener Meister der phantastischen Erzählung gilt. Der kleine Band umschließt Welten: alle Länder der Erde und Reiche der Fabel, Gestalten aus dem Bezirk der Menschen und der Götter, des Märdens und der Sage, Phantastisches und Reales, Satire und Poesie, Philosophie und Exzentrik sind eng verflochten wie nirgendwo sonst. Eine eigene Götterwelt entsteht mit Engeln und Dämonen, mit eigenem Götterhimmel und eigenem Götterethos. Dem menschlichen Reich tum der Erfindung ebenbürtig ist die Schönheit der Sprache.

Der Satz: der Künstler sei der beste Kunsttrichter, ist so falsch, daß man sagen kann: ein großer Künstler ist außerstande, über Werke anderer und kaum über seine eigenen zu urteilen. Seine Intelligenz des Schauens, die einen Menschen zum Künstler macht, beschränkt schon durch ihre Stärke seine Fähigkeit zu feinerer Wertung. Gerade weil jemand etwas nicht machen kann, kann er es beurteilen. Denn das Schaffen engt den Gesichtskreis ein, während das Betrachten ihn erweitert.

Wie schade, daß wir im Leben unsere Reaktionen immer erst bekommen, wenn wir gar nichts mehr damit anfangen können.

Eine Frau, die öffentlich mit ihrem Mann schön tut, das sieht so schlecht aus, es ist: seine saubere Wäsche vor dem Publikum waschen.

Musikalische Leute sind so lächerlich unvernünftig. Sie wollen einen immer dann völlig stumm haben, wenn man völlig taub sein möchte.

Wir liegen alle in der Gasse, aber einige von uns blicken nach den Sternen.

Woh eine Klasse der Gesellschaft denkt mehr über das Geld nach als der Reiche, und das ist der Arme. Der Arme kann nichts sonst denken. Und dieses ist das Elend der Armen.

Leben, das ist das Allerletzte in der Welt, — die meisten Menschen existieren nur.

Heimliche Laster, das gibt es nicht. Das Laster schreibt sich ins Gesicht.

Es gibt viele Dinge, die wir am liebsten wegwerfen wollten, fürchteten wir nicht, daß andere sie aufheben.

Zu viel Schminke und zu wenig Kleider an, das ist bei einer Frau immer ein Zeichen von Verzweifeltsein.